Ärztliche Kunst in früheren Tagen

Altes Edikt

Im Jahre 1752 erschien ein allgemeines und neugeschärftes Königl. Preuss. Medizinal-Edikt, in dem es auf Seite 13 "von denen Medicis" heisst:

"Anfänglich sollen die Medici unter sich friedlich und einträchtig miteinander umgehen, ihr Amt bei denen Patienten, wenn sie gerufen werden, treulich und fleissig, wie sie solches vor Gott und jedermännlich zu verantworten gedenken, verrichten; mit Anwendung der Diät und Verschreibung derer Medikamenten vorsichtig verfahren, nach ihre Patienten Zustand sich wohl erkundigen, die ihnen entdeckte Mängel und Gebrechen Niemand offenbaren, keine übermässige Belohnung, sonderlich von armen Leuten (welchen sie mit Rath und Hilfe ebenwohl als den Reichen zu dienen schuldig sind) abfordern, sondern darin alle Bescheidenheit gebrauchen und im übrigen ihnen die Wiederbringung ihrer Nächsten Gesundtheit dergestalt angelegen seyn lassen, wie solches getreuen und gewissenhaften Medicis zusteht.

Auch sollen die Medici sich vor allen Dingen eines anständigen, ehrbaren und mässigen Lebens befleissigen, untereinander in guter Verträg- und Vertraulichkeit leben. Niemand derselben dem anderen sein Glück beneiden, vielweniger durch unzulässige Wege zu verunglimpfen und zu schmälern suchen, sondern vielmehr, wenn ihrer zwei oder mehr zu einem Patienten gerufen werden, sollen sie denen Patienten nicht heimlich und einer wider des anderen Wissen und Willen etwas auszureden, sondern mit aller Bescheiderheit über des Patienten Zustand conferieren und dahin trachten, wie durch vernünftige Consilia und Verordnung dienlicher Arzeneyen denen presshaften Kranken geholfen werden möge."

Das Honorar

Wie wohlfeil ehemals Fürsten, wenn sie krank waren, behandelt wurden, beweist die Belohnung, welche Adolf von Nassau, Kurfürst von Mainz, seinem Leibarzt Dietrich von Meschede, "Doktorn der Erzney", anweisen liess.

"Wir wollen ihm geben", sagt der Kurfürst in einer Urkunde von 1470, "jedes Jahr 25 Gulden, in zwei Zielen von unserem Siegler zu zahlen, dazu 2 Fuder Weins und 25 Malter Korns und wenn wir unsere Sekretare und Hofgesinde kleiden, wollen wir ihm und seinem Knecht auch gleich unseren Sekretaren Kleidung geben. Wenn wir ihn nicht bedürfen, so mag er auch anderen Kranken helfen."

Wenn man bedenkt, dass der Malter Korn nicht einen Gulden kostete, und dass der Wein ebenfalls sehr wohlfeil war so kann man das ganze Gehalt mit der Kleidung auf höchstens 100 Gulden veranschlagen. Dafür musste der Leibarzt nicht allein den Kurfürsten, sondern alles Hofgesinde verarzten, auch dem Hof überall hin folgen.

Das geleimte Bein

Der englische Arzt Thomas Hill wollte um 1750 Mitglied der Königlichen medizinischen Gesellschaft werden. Das Professorenkollegium lehnte ihn indessen ab, da er nach der Meinung der gelehrten Herren zu jung sei.

Einige Monate später schickte Hill einen Bericht an das Kollegium in dem er folgende merkwürdige Kur beschrieb: "Es handelt sich um einen Seemann, der das Bein gebrochen hatte. Ich legte die beiden Teile des gebrochenen Beines aneinander, verknüpfte sie auf das Kräftigste mit einer Schnur, bestrich die Bruchstellen mit einer bestimmten Lösung Leimes und drückte die beiden Teile solange aneinander, bis der Leim getrocknet war. Der Kranke erklärte mir nach einigen Tagen, dass er sich wohler fühle, und nach vierzehn Tagen bediente er sich des Beines wie zuvor."

Es geb einen langen und aufgeregten Disput über Hills Bericht im Professorenkollegium. Schliesslich einigten sich die Herren und veröffentlichten ein "gelehrtes Flugblatt über eine Kur, Beinbrüche vermittelst Leimes zu heilen."

Kaum war die Schrift erschienen, da traf ein Brief bei den Professoren ein: "In meinem letzten Bericht vergass ich zu erwähnen, dass das gebrochene Seemannsbein ein Holzbein war . . ."

Die Todeskur

Im 18. Jahrhundert entbrannte in Schweden ein lebhafter medizinischer Streit über die Frage, ob Kaffee und Tee schädlich seien oder nicht. König Gustaf III. beschloss nach dem Rat seines Leibarztes, der Welt ein abschreckendes Beispiel vorzuführen: Er verurteilte zwei Mörder dazu, täglich zehn Tassen Kaffee und zehn Tassen Tee zu trinken. Nach der Ansicht der meisten Aerzte musste diese "Todeskur" in ganz kurzer Zeit zu dem gleichen Ergebnis führen wie das Fallbeil.

Indessen wurde der eine der beiden Versuchstrinker 83, der andere 87 Jahre alt. Als der Tod ihnen endlich die Kaffeetassen aus der Hand nahm, waren der König und die Aerzte ihnen längst vorausgegangen . . .

Die Wirkung

Professor Puchelt in Heidelberg war einer der ersten Aerzte, die die Technik des Beklopfens und Behorchens der menschlichen Brust bei ihren Diagnosen verwendeten.

Einmal kam dieser Arzt in die Wohnung eines lungenleidenden Mannes. Er untersuchte ihn sorgfältig.

Als er fertig war, sagte der Kranke: "Herr Doktor, Ihr Klopfen hat mir gut getan. Wann kommen Sie wieder und klopfen sie mich?"

Treffender Vergleich

Hufeland war einer der fähigsten Aerzte im alten Berlin. Dennoch überraschte er seine Zeitgenossen immer wieder durch seine aller Ueberheblichkeit abholde Bescheidenheit.

"Sie vermögen gewiss sämtliche Krankheiten zu heilen, Herr Doktor!" sagte einmal eine Dame zu ihr.

"Sie irren sich", erwiderte Hufeland. "Es geht uns Aerzten manchmal wie den berliner Droschkenkutschern. Sie kennen alle Strassen, aber sie wissen nicht, was in den Hausern vorgeht."

Der Leibarzt

1824 wurde Hufeland von dem Herzog August von Gotha empfangen. Bei der Audienz war auch der vielbeschäftigte Bankier des Herzogs zugegen. Der Herzog stellte ihn dem Arzt vor und sagte: "Sehen Sie das ist mein eigentlicher Leibarzt. Er purgiert meine Finanzen."

"Aber Euer Durchlaucht, verschreiben die Rezepte dazu!" versetzte Hufeland, "und das Volk bezahlt die Apothekerrechnungen."

Farbenblind

Einmal fuhr Hufeland mit der Postkutsche durch Thüringen. Ein schwatzhafter junger Geck wollte sich mit ihm einen Scherz erlauben und fragte: "Entschuldigen Sie, welcher Ort ist das, an dem wir gerade vorbeifahren: Rothenberg oder Grüneberg? Sie müssen nämlich wissen, ich leide an Farbenblindheit und kann die beiden Orte deshalb nicht unterscheiden."

Hufeland betrachtete den jungen Mann prüfend und erwiderte: "Bedaure, nicht dienen zu können. Ich leide nämlich an dem gleichen Uebel. Ich bin so farbenblind, dass ich beispielsweise einen Naseweis nicht von einem Grünschnabel unterscheiden kann . . ."

Aerzte und Advokaten

Der bekannte leipziger Chirurg Professor Thiersch geriet einmal in einen Streit mit einem Justizrat und Rechtsanwalt. Der Jurist erzählte, um Thiersch zu ärgern, er habe geträumt, dass er in den Himmel gekommen sei. Dort hätte er sich infolge eines Gallenleidens nach einem tüchtigen Arzt erkundigt und von einem Engel die Antwort erhalten: "Aerzte werden hier nicht aufgenommen."

Thiersch hörte der Geschichte schmunzelnd zu. Dann sagte er: "Merkwürdig, ich habe neulich etwas ganz Aehnliches geträumt. Ich befand mich auch im Himmel. Da herrschte grosse Aufregung, denn der Fürst der Hölle hatte entgegen allen abgeschlossenen Verträgen die Höllentür aufgeschlossen, sodass die Himmelsbewohner nun den Verführungen durch die Höllengäste ausgesetzt waren. Petrus berichtete dem Herrgott davon. Da sprach der Herrgott: "Nun, das ist doch ganz einfach: Wir nehmen uns einen tüchtigen Rechtsanwalt und verklagen den Teufel auf Schliessung seines Etablissements." Doch Petrus kratzte sich bedenklich hinterm Ohr. "Das ist ja eben das Unglück!" sagte er, "die tüchtigen Anwälte sind alle auf der anderen Seite!"

Nach dieser Geschichte hatte Thiersch die Lacher auf seiner Seite.

"Anleitung für den geringen Mann"

In der "Anleitung für den geringen Mann in Städten und auf dem Lande, in Absicht auf seine Gesundheit" von Herrn Tissot, der Heilungslehrtheit Doctor usw., Hamburg, 1767, finden sich im 28. Kapitel, Hülfsmittel für Ertrunkene, folgende Ratschläge:

Nach Entkleiden und Trockenreiben des Ertrunkenen, soll ihm Atheim und wenn es seyn kann Tabacksrauch durch den Mund eingeblasen werden und ein Aderlass am Halse darf nicht fehlen, wenn man einen etwas geschickten Wundarzt hat. Am ausführlichsten wird Punkt vier behandelt: man bläst so geschwinde und so viel man kann, durch den Hinterleib Tabacksrauch ein. Man hat zu diesem Gebrauche sehr bequeme Maschinen, da sie aber sehr selten sind, so kann man sie durch verschiedene andere Hülfsmittel in der Geschwindigkeit ersetzen. Eine derselbigen, wodurch man einer Frauensperson das Leben gerettet hat, besteht darin, dass man die Röhre einer angezündeten Tabackspfeife in den Mastdarm einstecket. Den Kopf der Pfeife umwickelt man mit einem Papier, worin verschiedene Löcher gemacht worden, nimmt ihn in den Mund, und bläst aus aller Macht. Bei dem fünften Einblasen hörte man in dem Unterleibe der Frau ein starkes Rumpeln, sie gab durch den Mund Wasser von sich, und einen Augenblick nachher kam sie wieder zu sich selbst. Man kann auch zwo Pfeifen anzünden, die Köpfe gegen einander halten, die Röhre der einen in den Mastdarm einstecken, und in die Röhre der anderen einblasen.

Man kann auch sonst einen Dampf in den Leib hinein bringen, wenn man eine Röhre, woran eine Blase angebunden ist, in selbigen hineinstecket. Diese Blase ist an dem anderen Ende an einem grossen blechernen Trichter befestigt, worunter Toback angezündet wird. Dieses Mittel ist mir in anderen Fällen gelungen, wo die Not zu dieser Erfindung Gelegenheit gab."

Die nächsten Punkte behandeln das Einblasen von pulverisierten, stark riechenden Kräutern oder deren Rauch in die Nase, die Verabreichung von Meerzwiebelhonig und die weitere Pflege des ins Bewusstsein zurückkehrenden Kranken.

Weiter erwähnt er die Mittel, die man in der ersten Hilfe anzuwenden gewohnt ist:

1) Man wickelt diese Unglücklichen in Felle von Schafen, oder von Kälbern, oder von Hunden ein, die man unmittelbar vorher dem Thiere abgezogen. Diese Hülfsmittel haben bisweilen die Wärme wiederum zuwege gebracht, aber sie sind langsamer, und nicht so würksam als die Wärme eines wohlgewärmten und mit Zucker durchräucherten Bettes, und als das Reiben mit warmen flanellenen Tüchern.

2) Die Gewohnheit, sie auf einem Brette oder in einem Fasse zu welzen, ist gefährlich, und raubt einen Theil der kostbaren Zeit.

3) Die Gewohnheit, sie bey den Füssen aufzuhängen, ist auch mit Gefahr begleitet, und kann keine Statt haben. Der Schaum, welcher eine von den Ursachen des Todes ist, ist zu dick und zu zähe, als dass er sich durch sein eigenes Gewicht ausleeren sollte. Inzwischen wäre das der einzige Vortheil, welchen man von dem Aufhängen erwarten könnte, welches überdies durch die Verstopfung des Kopfes und der Lunge schädlich ist.

Wenn ich sterbe . . .

Nicht lange vor seinem Tode sagte Hufeland zu einigen Kollegen: "Wenn ich sterbe, lasse ich drei sehr bedeutende Aerzte zurück."

Die Anwesenden baten Hufeland, er möge diese Aerzte nennen, und einige hofften, ihren eigenen Namen von ihm zu hören.

Hufeland lächelte. "Diese drei", sagte er "heissen: Wasser, Gymnastik und Diät . . ."

Die Fehler

Der holländische Arzt Boerhave stand einst als Zeuge vor einem Gerichtshof. Der Verteidiger des Angeklagten nahm ihn in ein scharfes Kreuzverhör über die Krankheit seines Mandanten, den Boerhave behandelt hatte.

"Ein Arzt sollte sein Urteil abgeben können, ohne Fehler zu begehen!" sagte der Advokat schliesslich heftig.

"Das sollte ein Advokat auch!" erwiderte Boerhave.

"Aber die Fehler eines Arztes liegen zumeist sechs Fuss unter der Erde begraben!" fuhr der Advokat fort.

"Und die eines Advokaten werden gewöhnlich ebenso hoch über der Erde aufgehängt!" beendete Boerhave den Dialog.

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 13. Oktober — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1529 XL. Jahrg.

BLICK INS LICHT

Von Richard Dehmel

Still von Baum zu Bäumen schaukeln
meinen Kahn die Uferwellen;
märchenblütenblau umgaukeln
meine Fahrt die Schillfibellen,
Schatten küssen den Boden der Flut.

Durch die dunkle Wölbung der Erlen
— welch ein funkelndes Verschwenden —
streut die Sonne mit goldenen Händen
silberne Perlen
in die smaragdenen Wirbel der Flut.

Durch die Flucht der Strahlen schweben
bang nach oben meine Träume,
wo die Bäume
ihre krausen Häupter heben
in des Himmels ruhige Flut.

Und in leichtem, lichtem Kreise
weht ein Blatt zu meinen Füssen
nieder; und des Friedens leise
weisse Taube sah ich grüssen,
fernher grüssen
meiner Seele dunkle Flut.

SKIFAHREN IN DER KORDILLERE

Zuvor dies: Die Personen, die in dieser Geschichte vorkommen, sind weder identisch noch haben sie Aehnlichkeit mit lebenden, ausser mir natürlich, und ich bin masslos übertrieben. Auch ist es gar keine Geschichte, sondern ein Bericht von Eis und Schnee, Bergen und Tälern, Sonne und Luft und zwei Brettern, die die Welt bedeuten, wenigstens zeitweilig. Und dann war Adele da . . . Doch das kommt später, denn wäre sie am Anfang dagewesen, so hätte ich vielleicht das Skilaufen sofort wieder aufgegeben.

*

Es war so gekommen: Am Fusse des Cerro Catedral bei Bariloche stand ein brandneues Hotel mit ausreichendem Komfort, vor der Eröffnung. Man las darüber und Viele sprachen davon. Letztlich und endlich, lautete der Schlusspunkt unhörbarer Selbstgespräche, warum sollte ich nicht wieder Skilaufen? 17 Jahre Unterbrechung dieses schönen Sportes bedeuten nur dann etwas, wenn man ihn beherrscht hat. Ein so grandioser Nichtskönner, wie ich es von früher Jugend an auf den zwei Brettern gewesen war, hatte nichts zu befürchten. Ich konnte mich kaum noch verschlechtert haben. So begann die Ausrüstungstour für mich und meinen Sohn, der mir, wohl infolge des feuchten Klimas in Buenos Aires, reichlich über den Kopf gewachsen war, was die Beschaffung der erforderlichen Kleidungsstücke nicht erleichterte. Trotzdem kam alles zusammen. Die Nachrichten über die Schneeverhältnisse lauteten ungünstig, aber der sympathische Verkäufer in dem Sportgeschäft beruhigte uns: spätestens im Laufe einer Woche würde es bestimmt ausgiebig schneien. Wir sollten uns die Gelegenheit für diesen günstigen Kauf nicht entgehen lassen. Wir folgten seinem uneigennützigen Rat, kauften, reservierten Zimmer, bestellten Flugzeugplätze und landeten am vorbestimmten Tag nach siebenstündigem Flug über die Provinz Buenos Aires, die Pampa, Neuquen und den Gipfeln der Andenkette entlang, unter denen der symmetrische weisse Kegel des Lanínvulkans in edler Schönheit hervorstach, auf dem Flugplatz in Bariloche. Dort war alles braun oder stumpfgrün, auch die den See begrenzende Berge trugen kein Schneekleid. So war es im nahgelegenen Bariloche, so blieb es am Fusse des Cerro Catedral. Um Schnee zu sehen, musste man den Blick erheben. Die verschiedenen Gipfel leuchteten weiss, auch die Halden darunter waren verschneit, sonst war alles braun und ein ausgesprochener Hereinfall. Das Catedral Ski-Hotel war einige Tage vorher unter pünktlicher Beteiligung des gesamten engagierten Personals von etwa achtzig Köpfen und einiger Vertreter der Behörden aus dem Dorfe, eröffnet worden. Gäste hatten durch Abwesenheit geglänzt. Unterdessen hatte es sich schon leicht bevölkert. Als wir die Halle betraten, um uns beim Empfangschef nach der mit vieler Mühe für uns reservierten Unterkunft zu erkundigen, sassen schon fünf Personen in der Halle und langweilten sich. Wir erhöhten die Zahl der Bewohner sofort auf sieben, ausserdem waren noch neun Hunde da.

Der Versuch, zu einer alten Liebe zurückzukehren, war sichtlich misslungen. Man sollte das nie tun. Immer wird man enttäuscht sein, aber wenn man einmal mit hochgespannten Erwartungen eine so weite Reise unternommen hat, muss man eben gute Miene zum bösen Spiel machen und so tun, als ob man den Gegenstand der alten Liebe mit denselben Augen betrachtete wie einst. Das war hier nicht leicht und forderte Mühe und Schweiss. Man musste, die Skier auf dem Buckel, den Berg hinaufsteigen, an den unverschämten Bambusstauden vorbei, die zu triumphieren schienen, weil sie die Unvereinbarkeit von Bambus und Schnee bewiesen, aber man war nicht allein. Vom Llao-Llao Hotel und vom Tunquelen und aus dem Dorf hatten die Omnibusse ihre enttäuschte Fracht ausgeladen, die nun dem Schnee zustrebte. Das dauerte für untrainierte Bergsteiger gut und gern eine Stunde, bis man die ersten Schneehalden erblickte, und von dort bis zum Refugio, der mit Zentralheizung, Kachelofen, Klubsesseln, Speisezimmer, Kellnern im Smoking, weichgefederten Betten und fast luxuriösen Duschräumen ausgestatteten "Hütte", eine weitere Stunde. Oben gab es wirklich Schnee, allerdings noch mehr Bruchharsch, und die ersten Skiversuche, brachten die erwarteten Ergebnisse: hinein in den Schnee, heraus aus dem Schnee. Nach einigen Stunden packte man die Skier wieder auf die Schultern und kehrte reumütig ins Tal zurück. Das ging so vier, fünf Tage, und als man schon anfing, Kniee und übrige Bestandteile des Knochengerüstes vorsichtshalber zu nummerieren, geschah das Wunder. Es schneite. Hans Nöbl, Skimeister und Vergnügungskommissar, unter dessen Anleitung so viele Skisäuglinge und Skihaserln herangewachsen waren, erblondete noch mehr vor Vergnügen. Die Flocken fielen und wirbelten durcheinander die ganze Nacht, und der Himmel sah bleiern-trübe aus, wie wenn die Sonne für ewig verbannt wäre. Am Morgen war die ganze Landschaft verschneit. Die Luft war anders, die Menschen hatten sich verändert, das lange Gesicht des Hotelbesitzers verkürzte sich, Telegramme surrten nach Buenos Aires: es schneit, kommt!

Und sie kamen. Spärlich zwar, aber immerhin verdreifachte sich die Zahl der Gäste, und es entwickelte sich ein Anflug von Wintersportbetrieb. Der Skilift trat in Funktion, die Idiotenwiese gegenüber dem Hotel bevölkerte sich, die Skiklassen kamen in Betrieb und es schneite weiter. Tage gab es, an denen von den schneeverhangenen Bäumen im Wald ein Windstoss Wolken von Schnee herunterwehte, fast wie in Europa, nur dass es keine Tannen waren. Die Landschaft verschönte sich und bildete die Farbensymphonie, die so typisch ist für das Skigebiet am Nahuel Huapi. Unten das tiefblaue Wasser des Riesensees mit seinen baumbestandenen Inseln, abgeschlossen durch die kahlbraune, felsige Bergkette nach dem Valle Encantado zu. Und von der Punta Nevada, einem der Gipfel des Catedral aus, das herrliche Massiv des Tronador. Manchmal wieder war das Tal in dichten milchigen Nebel gehüllt und in der Höhe über dem Wolkenmeer, aus dem nur die Berggipfel herausragten, genoss man herrliche Sonne. Im Ganzen war die Saison misslungen. Es hatte zu wenig und zu spät geschneit. Aber die Lust am Wintersport war wieder geweckt.

*

Das zweite Mal, im vorigen Winter ging ich auf eine neue Entdeckungsreise aus, nach Portillo auf chilenischem Gebiet nahe bei der argentinischen Grenze an der Transandenbahn. Daraus wurde eine Reise mit Hindernissen, denn die Transandenbahn war durch gewaltige Schneefälle und Lawinen gesperrt und der Flugverkehr durch Winterstürme unterbrochen. Wir waren in Mendoza eingetroffen, um von dort die Weiterreise anzutreten. Damit war es nun nichts, und Mendoza ist zwar unter den argentinischen Provinzstädten die Perle und hat auch ein vorzügliches Klima, aber was soll man dort, wenn man sich vorgenommen hat einige Ferientage im Schnee zu verbringen. Kunde kam aus Potrerillos, einem Hotel mit Station an der Transandenbahn, sechzig Kilometer von Mendoza entfernt; es habe dort geschneit. Wir fuhren hin, mein Begleiter und ich. Das Hotel war recht leer, und der Schnee lag auf sechsundzwanzig Kilometer Entfernung. Es gab einen Skilehrer aus Belgier und eine Skilehrerin aus Prag, einige Hochzeitspärchen und ein Ehepaar mit drei anziehenden Töchtern, von denen zwei dem Vater sprechend ähnlich sahen, während eine der Mutter aus dem Gesicht geschnitten war. Wir nannten sie das Paradiesvögelchen, weil sie so bunt bemalt war. Aber man soll sich nie auf sein Auge allein verlassen, Ausweispapiere haben auch ihre Bedeutung. Die zwei andern konnten es sich leisten,